

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Pechmarie und Hans im Glück.

Die Geschichte einer Jugendfreundschaft von C. v. Dornau.
Nachdruck und Uebersetzungsrecht in fremde Sprachen vorbehalten.
(Fortsetzung.)

„Ich habe etwas mit dir zu besprechen, Mille,“ sagte Marie und setzte sich auf eine Ecke des Küchentisches.

Mille schob die Brille hoch, etwas verwundert durch die ungewohnte Feierlichkeit in Mariens Ton.

„Na?“ brummte sie. „Wird was Gescheites sein?“

„Ja. Etwas sehr Gescheites. — Ich will arbeiten, Mille! Ich muß arbeiten! Ich muß etwas zu tun haben! Ich hab' die Pflicht gegen mich selber, ganz abgesehen davon, daß ich's meinen Mitmenschen schuldig bin.“

„Unsinn! Keinem Menschen bist du 'was schuldig! Wie kommst du nur darauf? Da müßt' ich doch auch etwas wissen!“

„Du verstehst mich nicht richtig, gute Mille,“ sagte Marie geduldig und wägte näher an die alte Kinderfrau heran.

„Aber das kann ich auch gar nicht von dir erwarten, weil ich ja selbst erst eben dahinter gekommen bin. Nimm's nur auf Treu und Glauben, was ich dir sage. Wenn ich nicht bald was Ordentliches zu tun krieger, werde ich schlankweg verrückt! Manchmal habe ich schon halb und halb gefürchtet, es zu sein, diese ganze Zeit über.“

„Nein, was redest du da für Zeug!“ rief Kamille erzürnt. „Da hab' ich nie was von gemerkt, und ich hätte doch was merken müssen. — Du bist ganz so wie immer gewesen.“

„Meinst du wirklich? Dann war vielleicht die Anlage immer bei mir vorhanden. Jedenfalls weiß ich jetzt, wie ich mir allein helfen kann: Durch ernste, tüchtige, zielbewußte Arbeit für andere.“

„Für andere!“ freizüchte Kamille. „Hat man je so was gehört! Für was für andre Leute denn?“

„Die's nötig haben, die mich brauchen können! Es gibt ja leider Gottes so viele arme, elende, unglückliche Menschen in der Welt.“

„Undankbare Leute gibt's in der Welt! 'ne ganze Menge! Vern' das Volk nur erst kennen! Und für die willst du arbeiten! Arbeiten! Was denn? Suppen kochen in der Volksküche etwa? Du kannst ja noch gar keine Suppe kochen, he!“

Marie bog sich vor und sah der alten Getreuen neidend in die zürnenden Augen.

„Du bist ein prachtvoller Mensch, Mille,“ sagte sie förmlich heiter. „Während du mit einem zankst, bringst du einen immer auf die besten Gedanken. Als ich eben herauskam, wußte ich noch gar nicht, wie ich's anfangen sollte. Jetzt weiß ich's. Natürlich muß ich erst selber etwas verstehen, ehe ich anderen helfen kann. Ich werde von morgen früh an bei dir in die Lehre gehen, Mille. Mein Leben lang habe ich immer nur hinter den Büchern in der Schule gesteckt.“

Als Lernende, als Lehrende. Im praktischen Leben bin ich so dumm wie eine Widelpuppe. Von morgen an wird gekocht, gewaschen, geplättet, genäht.“

„Ach, Unsinn! Das hast du all nicht nötig! Dazu bin ich da! Das besorg' ich allein, so lange ich lebe!“

„Und später? Was dann? Wenn du mich einmal hast allein lassen müssen?“ fragte Marie sehr ernsthaft.

Sie hatte den Arm Kamilles gefaßt und sah sie fest an; ihre schönen, dunklen Augen waren ganz tief und nachtschwarz geworden. Die Alte blickte scheu hinein und senkte die ihren.

„Na, denn — meinetwegen!“ knurrte sie. „Wenn's dir Spaß macht — Da kannst du ja meinetwegen 'n bißchen mithelfen und zusehen. Lange wird's ohnehin nicht dauern, dann bist du's über und sitzt wieder bei deinen Büchern.“

Aber Mille irrte sich diesmal. Ihr neuer Bekehrter ward die praktische Hausarbeit, in die er sich mit Feuereifer stürzte, nicht „über“. Im Gegenteil: Mariens Freude an ihrer neuen Tätigkeit wuchs mit jedem noch so bescheidenen Erfolge. Ihre immer bereitete Geneigtheit zur ironischen Selbstbetrachtung fand reiche Nahrung.

„Es ist doch etwas Wundervolles um die Genügsamkeit!“ sagte sie zu Kamille. „Da wäre ich neulich am liebsten ausgezogen, die Welt für die Menschheit zu erobern — und jetzt fühle ich mich beseligt durch einen wohlgelungenen Heringssalat! — Schneiderin muß ich übrigens auch noch lernen. Ich nehme nächstens richtiggehenden Unterricht. Ich spüre es, wenn ich erst einmal imstande bin, etwa ein regelrechtes Kleidchen anzufertigen, habe ich den Gipsel menschlicher Zufriedenheit erklommen!“

Kamille gewann derartigen Betrachtungen nie eine scherzhafte Seite ab. Sie knurrte: „Du hast doch nicht nötig, Kinderkleider zu nähen — für wen denn? Für arme Leute etwa?“

„Eben hast du mich darauf gebracht, Mille; für das Kind der armen Waschfrau im Hinterhause! Wenn du nur ein bißchen Spaß verstündest, hätte ich lange nicht so viel Spaß an dir.“

Die nüchtern-praktische Tätigkeit, an der sie aber ungeahnte Freude erlebte, füllte freilich Mariens Leben nicht völlig aus. Sie unternahm täglich weite Spaziergänge, die jetzt immer ein klares, festes Ziel hatten. Sie „grast“, wie sie's selbst nannte, nach einem ganz bestimmten — sämtlichen Buchhandlungen Groß-Berlins ab, — in jeder einzelnen die vorhandenen oder zukünftigen Werke Hans Imhoffs zu kaufen oder zu bestellen, und sie dehnte das Feld ihrer Tätigkeit bis weit in die Vororte, ja bis nach Potsdam aus!

Eine schöne, alte Eichentrube auf ihrer kleinen Wohnungsdiele füllte sich allgemach mit Mariens Einkäufen. Sie hielt die Trube stets sorgfältig verschlossen und trug den Schlüssel immer bei sich.

Wenige Wochen nach jenem denkwürdigen Maiabend, der so große Entschlüsse in ihr gereift hatte, schloß sie eine Bekanntschaft, die gleichfalls dazu beitrug, das stille Schiff

sein ihres Lebens auf bewegteres Fahrwasser hinauszu-
steuern.

Sie stand plättend in ihrer hübsch aufgeräumten Küche,
als sich draußen, auf der Hintertreppe, ein ziemlich heftiges
Wortgefecht erhob, dessen Klänge bis zu ihr hinaustrangen.

Sie unterschied Kamilles scharf zugespitztes Organ und
öffnete hastig die Hintertür, bereit, ihre freiluftige Duenna
notigenfalls mit einiger Gewalt hineinzuholen.

Aber das Gefecht schien bereits zu Ende. Ein zurück-
geklagenes weibliches Wesen flüchtete gerade mit Rehrblech
und Besen in das Kellergeschoß hinab; Kamille setzte voll
triumphirender Kraft ihren leeren Mülleimer auf die
Küchentürschwelle, und eine große, sehr stattliche Dame, die
einige Stufen über ihr am Geländer lehnte, nickte ihr be-
ruhigend und wohlwollend einen Gruß zu.

„So ist's recht, liebe Frau!“ lobte sie. „Alles darf man
sich nicht gefallen lassen! Sie sind viel zu nachsichtig und ge-
buldig!“

Es war eine von Milles Schwächen, sich selbst für außer-
ordentlich friedfertig zu halten. Die zahllosen Kämpfe mehr
oder weniger ernster Art, die ihren Lebensgang begleiteten,
waren ausschließlich die Schuld ihrer kriegerisch gesinnten
Mitwelt. Sie betrachtete daher das Lob der fremden Dame
als völlig glaubwürdig und verdient.

„Bin ich auch,“ murkte sie. „Die dämlichen Leute
wollen's nur nicht einsehen. Morgen!“

Und sie drückte sich nach einem schwachen Versuche,
freundlich, ja höflich zu grüßen, an Marie vorbei in ihr
eigenstes Versteck zurück.

„Guten Morgen, liebe Frau!“ versetzte die Dame lie-
benswürdig. Dann sah sie Marie an und lächelte: „Es kann
der Beste nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar
nicht gefällt!“ Guten Morgen, Fräulein Krumpa! Ich freue
mich, auf diese überraschte Weise unsere Bekanntschaft zu er-
neuern.“

„Sie kennen mich —!“ rief Marie erstaunt. Sie trat
auf den engen Treppenaufgang hinaus und blickte zweifelnd
auf die Fremde, die von ihrer stolzen Höhe grüdig auf sie
herablächelte.

„Ja, ich kenne Sie,“ sprach die Stattliche. „Wir haben
im vorigen Herbst zwei Tage in derselben Pension gewohnt.
In der Steglitzer Straße — nicht wahr? Ich hielt's dort
nicht aus — es gefiel mir nicht — ich habe jetzt mit einer
Freundin zusammen, hier im Hause, im dritten Stock, selbst
eine kleine Fremdenpension begonnen. Sie werden meinen
Namen übrigens sicher schon gehört haben: ich heiße Meta
Stillling.“

„Ich bedauere — ich kann mich wirklich nicht ent-
sinnen —“

Ein Blick unendlichen Mitleids fiel die drei oder vier
Stufen hernieder auf Marie Krumpas Haupt.

„Nicht? Sonderbar!“ Klang's ein wenig gedehnt herab.
„Ich habe schon mehrfach in namhaften Konzerten gesungen.
Aber Sie sind wohl gänzlich unmusikalisch?“

Marie gestand etwas beschämt, daß dies der Fall sei, und
die imposante Dame hatte die Güte, die paar Stufen zu ihr
hinabzusteigen und ihr tröstend und verzeihend die Hand zu
reichen:

„Es muß auch solche Klänge geben“, versicherte sie lie-
benswürdig. „Auf Wiedersehen, Fräulein Krumpa — ich
hoffe, daß Sie uns bald besuchen werden!“

Sie nickte noch einmal gönnerhaft und stieg wieder nach
oben, während Marie ihr ziemlich verdutzt nachstaunte.

Eine Stunde darauf wurde heftig an der Vordertür der
Wohnung geklingelt. Marie ging selbst öffnen, da Kamilla
beschäftigt war, und sah eine kleine, zierliche Dame unbe-
stimmten Alters vor sich, die sofort mit ausgestreckten Hän-
den auf sie zuschoß.

„Endlich! Endlich!“ rief sie. „Wie hab' ich diese Stunde
herbeigesehnt! Mein teures Fräulein — Sie gestatten, daß
ich Sie umarme? Schon längst hätte ich versucht, in Ihr lie-
bes Heim einzubringen, in Ihre Nähe — aber die äußerliche
Veranlassung fehlte mir noch dazu. Wir sind ja alle die Skla-
ven äußerlichen Formenwesens, nicht wahr? Jetzt ist es mei-
ner glücklicheren Freundin gelungen, Freundschaft mit Ihnen
zu schließen — sie erzählte mir von Ihrem drolligen Zusam-
mentreffen, und da trieb's mich unaushaltbar zu Ihnen —“

Marie fand jetzt zum ersten Male Zeit, einige Worte
einzuworfen.

„Wer —“ stammelte sie, „ich weiß ja gar nicht —“

„O! Hab' ich vergessen, mich vorzustellen? Ich bin Fiddi
Moll — Meta Stillings Freundin, Fiddi Moll —“

„Fiddi Moll?“ wiederholte Marie ein wenig zweifelhaft.

„Ja, so heiß' ich. Das heißt: das ist mein Künstlername.
Ich war Schauspielerin. Es klingt so drollig, nicht wahr? —
Fiddi Moll. In Wirklichkeit heiße ich Friederike Mollen-
brecher. Huh! Ein schrecklicher Name, nicht wahr? Ich bin
riesig auf Ihre Häuslichkeit gespannt. Ich habe Sie immer
schon aus der Entfernung bewundert und darüber nach-
gedacht, wie's wohl bei Ihnen aussehen mag —“

An der fassungslosen Marie vorbei schwirrte das kleine
Wesen durch die offengebliebene Wohnstübentür. Marie
folgte ihm, gelinde belustigt, wie es nickend und wippend,
unter unaufhörlichem Mäandern und Gelächter, hin und her
schob —

„Wollen Sie aber nicht lieber Platz nehmen?“ fragte sie
schließlich ganz benommen, grad' als die Kleine ihre Inspek-
tionsreise ins Eßzimmer ausdehnen wollte.

„Platz nehmen? Aber natürlich! Aber gern!“ Fiddi
Moll versank in einen bequemen Urväterlehnstuhl. „Gott,
wie süß der ist!“ Sie betastete prüfend Polster und Bezug.
„Hier gehe ich überhaupt gar nicht mehr draus weg!“ er-
klärte sie vergnügt und kuschelte ihr winziges Körperchen
noch tiefer hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Der offene Kopf.

Von Alfred Bod.

Dem Hannwilm am Bach sind kurz vor Ausbruch des Kriegs
Vater und Mutter gestorben. Man hebt er als Juhazulferst im
Osten. „Man kann nicht wissen, wie lange die Sache noch dauert“,
hat er an seinen Better geschrieben, „ich will demweil meine Acker
verpachten. Sei so gut und schaff's in die Reih.“

Der Better fest' sich hinter den Ofen und stellt über den
Auftrag, der ihm erteilt worden ist, tiefinnige Betrachtungen
an. „Die Wächter,“ sinnet er, „vertummeln geliehen Gut.
Dinterher hat der Hannwilm das Oherntropfen. Was soll ich
machen? De steht im Feld, ich muß ihm den Willen tun!“

Der Better erhebt sich, geht zum Dorfoberrhaupt und trägt
den Fall vor. Der Bürgermeister spricht: „Der Hannwilm is
ein kranter Kerl. Dem müssen wir helfen!“

Heut sind dem Hannwilm seine Acker im Gemeindehaus
verpachtet worden.

Der Bürgermeister hispert dem Beigeordneten zu: „'s war
ein überspannter Berstrich!“

Er hat ganz recht. Von den großen und mittelschlägigen
Bauern hat einer den andern getrieben, und mancher ist an hohem
Steigpreis hängen geblieben.

Der Eisenkrämer, ein angesehenener Mann im Ort, ist auch
erschieden. Er hat aber nicht mitgegeben. Jetzt fährt er mit der
Hand über das glattrasierte Kinn und spricht: „Wo was is,
rieselt das Korn die Trepp' herunter. Da sieht man's, 's is doch
noch Weid unter den Beut'. Ihre könnt bald wieder was auf die
Händspann legen: 's kommt eine neue Kriegsanche!“

Die Gefächter der Bauern werden ehern — ernst. Ei Gewerzel,
schon wieder eine neue Kriegsanche! Die Acker, die sie eben um
hohen Preis gepachtet haben, müssen sie im Schwelze ihres An-
gesichts sadern. Aber Acker bleibt Acker. Was man ihm gibt, das
gibt er wieder. Und die Kriegsanche, die ihnen müheles reiche
Binsen bringt? Papperlapapp! Da liegt was im Wirbel! Alle
reden sie durcheinander.

„Wo kommt das viele Geld dann hin?“

„Wer kann wissen, was draus wird?“

„Wann das Schuldenmachen so weitergeht, sind wir lapponiert!“

„Je mehr wir geben, desto länger dauert der Krieg!“

„Wir sind das Kommandiertwerden müd'. Früher war der
Bauer ein freier Mann. Alseweil steden die Herren Beamten überall
ihre Na! herein!“

„Ich tu mein Geld auf die Sparkass', da weiß ich, wo's liegt!“

„Die reichen Kaufleute und die Munitionslieferanten müssen
heran. Die kriegens dreidoppelt wieder heraus. Wir brauchen
unser Klapperkreuzer für unser Vieh!“

Er ehert sich der Peter Seipp, genannt das Donner-
kräutle, und gillert:

„Ei du liebes Gottche! Wann ich nochmal zeihen, fragt mir
meine Frau die Augen aus!“

Der Bürgermeister hillt sich in Schwelzen.

Der Eisenkrämer aber steht mit einemal auf, räuspert sich und
spricht:

„Gebrüder, laßt mich auch emal was schwägen. Gest hat mir
mein Heinrich aus Frankreich geschrieben. In dem Dorf, wo he
liegt, werden die Bauernleut morgen zur Arbeit geführt. Einer,
den sein Hof verunreinert is, kam bei mein' Sohn und saght
„Früher war ich hofz und frei!“ Und hat geweint wie ein Kind.
's gab meinem Heinrich ein' Stuch ins Herz. „Wären die Eng-
länder zu euch gekommen,“ schreibt er, „hätten sie euch vor den

Flug gespannt. Ihr wißt gar nicht, wie gut ihr's habt." Zuvor, Gebrüder, ihr wißt nicht, wie gut ihr's habt. „Draußen,“ schreibt mein Heinrich, „werden die Menschen durcheinander gewürfelt: Preußen und Böhmen, Bayern und Schwaben. Und lernen sich kennen und achten. Und helfen einander.“

Wie ist es dann hier? Einzling sitzt jeder auf seinem Hof, legt sich die Bibel aus, wie's ihm paßt und spricht: „Weißt mir von meinen Kartoffeln!“ Und das in dere schreckliche Zeit! Ich mein', allweil hört die Eigenfucht auf, allweil heißt's, sich unterordnen. Wer das net begreifen tut, der soll's von unseren Soldaten lernen. Ihr seid bei euern Buben draußen mit eurer Angst und Anhänglichkeit und denkt: das is genug. Nein, das is net genug. Eure Kinder tun draußen ihre Schandigkeit, ihr habt dabei auf dem Poßen zu stehen. Ich weiß wohl, da is mancher, der glaubt: „'s geht auch ohne mich!“ Nein, Freund, 's geht nicht ohne dich. Sie brauchen dich. Ihr müßt's gespüren, wie lieb euch euer Vaterland is, müßt wieder jung werden dabei. Worum dreht sich's dann? Net um euer Hab und Gut, 's dreht sich dabrum, was aus euern Kindern und Enkeln werden soll. Das stell sich nur jeder vor. 's gibt ja Menschen, denen bauen die Spaten ins Ohr und sie werden's net gewahr. Ja, guck mir dich drin. Ihr wollt euer Geld auf die Sparteisse legen? Das tut net nötig. Ihr aber auch. Da is keins von euch, das net Geld auf Intereffen hat. Und euer Klapperkreuzer für's Vieh? Macht mir doch die Mühl net schen. Zwei Döhlen gelten es viertausig Mark. Ihr braucht euch weiß Gott net zu besorgen. Denkt ermal an die Städter. Denen freissen die Spaten kein Weizen mehr. Da seid ihr meinem Bedunk nach doch besser dran. Euer Born schöpft sich sobald net aus. Dornenkranze, du kannst ruhig nochmal zeichnen. Solang deine Frau Kuchen backt, schätz ich, geht's euch net schlecht. Draußen gucken eure Kinder auf euch. Ihr wollt doch net, daß sie euch ansprechen müssen. Also net gekühdert und die Beutel gefegt.

So macht der Eisenkrämer sich Luft. Man kann nicht sagen, daß er die Geige der Bauern gestrichen hat, er hat geredet, wie's ihm ums Herz gewesen ist.

In die Gefäßer kommt Bewegung, die finsternen Mienen hellen sich auf. Stimmen werden laut:

„Wir geben ja gern!“

„Das sehen wir ein, das Geld muß ebei, sonst fischen die U-Baalkent net vorn.“

Als der letzte ergreift der Bürgermeister, ein eisgrauer Mann, das Wort. Er spricht ruhig und würdevoll:

„Ich wüßt, daß die neue Kriegsanseih' kommt. Sie hatten mir's von oben zugeblasen. Besser wie der Eisenkrämer konnt ich's euch net auseinandersetzen. Wenn der das Maul aufmst, fetzen die Ohren Besuch. Was wahr is, is wahr, der Eisenkrämer is ein offener Kopf. Ich sein ein so gesimter Mensch, ich geh in die Stadt und zelchen. Ich schätz, ihr auch. Das is eure heilige Pflicht! Sonst spricht man als: viel Köpff, viel Stimm'. Allweil is die Parole: Alle für einen, einer für alle. Macht euch einen Knopf in die Nase: Wer zelchen kann und net zelchen tut, der hat nit Wert fürs Vaterland! (Brk. Stg.)“

Weidenläzchen.

Endlich scheint die Kraft dieses hartnäckigen und langwierigen Winters nun doch einmal gebrochen und, nach alter Erfahrung zu schließen, werden jetzt die Voten des Frühlings in um so schnellerer Folge erscheinen. Weidenläzchen ist der erste unter ihnen. Ehe noch die große Schar der Frühlingsblumen sich hervorwagt, finden die Insekten, die am frühesten im Jahre steigen, schon einen reichgebedeten Tisch: Nisse Dornigblüthe haucht die Saalweide aus, die am zeitigsten im Jahre ihre überbepelzten Käzchen entfalt. Ein jeder kennt sie, bei näherer Betrachtung sieht man, daß alle aufrecht stehen, und wenn man eine größere Gruppe blühender Saalweiden vor sich hat, so wirken die vielen gelben Blütenstände förmlich ausbringlich. Eingehendere Betrachtung zeigt, daß die Saalweide zwei Arten von Blüten hat, die auf verschiedene Pflanzen verteilt sind: die auffälliger aussehenden männlichen Blüten enthalten die leuchtend gelben Staubbeutel, die unscheinbaren, weiblichen dagegen grüne Stempel. Wienn, Käfer und Zweiflügler, die auf der Honigsuche nacheinander die verschiedenen Blüten besuchen, bestauben sich an der Unterseite mit dem Blütenstaube und tragen ihn auf die weiblichen Blüten. Wie die Saalweide, die bekannteste, verbreitetste und am zeitigsten blühende Weidenart, machen ihre zahlreichen Geschwister: die Weiden sind die einzigen unter unseren Näschen-trägern, die auf Insektenbesuch rechnen, während alle übrigen ihren Blütenstaub dem Winde anvertrauen. Es handelt sich um eine recht große Sippe, durch die man sich nicht so leicht hindurchfindet. Ehren schönen Ueberblick über die Weiden gibt der Karlsruher Botaniker Professor Ludwig Klein in seinem Buche „Unsere Waldbäume, Sträucher und Zwergholzgewächse“, das in der ausgezeichneten „Sammlung naturwissenschaftlicher Taschenbücher“ (Carl Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg) erschienen ist. Es gibt im ganzen etwa 160 Weidenarten, und annähernd 30 davon sind bei uns ziemlich allgemein verbreitet oder werden angebaut. Bei allen Weiden sind die Näschenstämme ganzrandig: die Blüten haben eine

gelbe, schuppenförmige Honigdrüse oder deren zwei, die männlicher, gewöhnlich zwei, selten drei oder fünf Staubgefäße. Die Blütezeit erstreckt sich vom März bis in den Juni hinein. Fast so zeitig wie die Saalweide, deren Blüten im März und April zu finden sind, erscheinen die der Schimmel- oder Reishweide; es folgen gleichfalls im März und April blühend, die Bruch- oder Rauhweide, die Purpurweide, die Korbweide, die Aßweide, in der gleichen Zeit, oft aber bis in den Mai hinein, blüht die Silberweide, April und Mai sind die Blütenmonaten der Mandelweide, und als letzte beschließt die Lorbeerweide, die im Mai und Juni blüht, den Reigen. Die Weiden sind bald Sträucher, bald Bäume, die, wie die Silberweide 24 Meter Höhe erreichen können. Die Näschen sind vielfach so auffällig, wie die der Saalweide, bei der die männlichen bis 3 Zentimeter lang und 2 Zentimeter dick, die weiblichen bis 6 Zentimeter lang und 16 Millimeter dick werden, bald sind sie erheblich kleiner, wie die der Ohrweide, die nur halb so groß werden. Eine scheinbare Ausnahme bildet im Blütenbau die Burpurweide, die ihren Namen nach der Farbe der Staubbeutel trägt: das eine Staubgefäß, das man beim oberflächlichen Einsehen in der Blüte zu finden vermeint, besteht in Wirklichkeit aus zwei Staubgefäßen, die bis zur Spitze miteinander verwachsen sind. Die Lorbeerweide, ein mittelhoher Strauch, selten ein großer Baum, zeichnet sich dadurch aus, daß ihre männlichen Blüten, die 7 Zentimeter lang und 1,5 Zentimeter dick werden, 5 Staubgefäße und manchmal noch mehr, bis zu 10 enthalten, während man in einzelnen Blüten nur deren 3 oder 4 findet. Die Schimmelweide, auch Reishweide genannt, ist es, die die „Palmkäzchen“ liefert, die vor dem Ausfliegen in einen Silberpelz langer Haare eingehüllt sind.

Merkbuchblätter für Friedenszeiten.

Eine gewiß nicht unangebrachte Warnung vor Ueberschätzung ausländischer Leistungen auf Kosten der einheimischen finden wir im neuesten Band der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart).

Ehe es einen rechtlichen Schutz des geistigen Eigentums in der Welt gab, wußte England nicht wenig auf dem Wege gewöhnlicher Diebstahls zu „erfinden“. Im Jahre 1854 schrieb Professor Hassenstein in der damals angesehenen Zeitschrift „Natur und Kunst“ über den Raub, den eine große englische Verlagsanstalt an einer Erfindung des Regierungsrats Auer von der Wiener Reichsdruckerei beging:

„Es ist unglaublich, wie viele deutsche Erfindungen so in England „aufgehoben“. Viele Deutsche verkaufen für einige hundert oder tausend Pfund das Geheimnis, und von drüben geht die Erfindung unter dem Namen des englischen Patentinhabers auch nach Deutschland und wird bei uns als Ergebnis des unvergleichlichen englischen Genies für Mechanik bewundert. In einem Bericht über die Münchener Industrieausstellung wurde eine Erfindung als nur in England möglich laut gepriesen, die ein Deutscher machte. Es ist reiner Götzendienst den wir mit John Bull kreiben. Man liest patriotische Betrachtungen darüber, daß der Deutsche nicht genau arbeiten könne, und der erste Reihzeugfabrikant in London, von dem alle großen Ingenieure ihre Werkzeuge kaufen, ist Deutscher, der nur seine Landsleute beschäftigt.“

Bei uns lebt ein ganzes Geschlecht von unglücklichen Erfindern und ein dazu gehöriges Geschlecht von englischen Darfischen, das sie auszubündern versteht, Schwindler, die ihnen die Erfindungen abzufragen, sie durch betrügerische Kontrakte zu laugen verstehen, Agenten, die ihnen angeblich Annehmer suchen wollen und nichts als unnütze Redungen bringen. Durch solche Menschen wird man neigandneimsigmal in hundert Fällen an Gauer geraten. Eigentümlich englisch aber ist die Kaltblütigkeit, mit der sie Erfindungen sich aneignen, ohne sie zu kaufen. Während sie sich selbst durch enorme Strafen gegen Verräter und Ausländer ihre Geheimnisse zu schützen suchen, mißbrauchen sie rücksichtslos das ehrlche Gutgegenkommen, mit dem ihnen deutsche Einrichtungen gezeigt werden. So war es auch mit Auer's Erfindung gemacht worden. Ein Mitglied der englischen Großdruckerei besuchte die kaiserliche Druckerei in Wien und wurde vornehmlich empfangen. Bald ergab sich, daß die Werkzeuge bestohlen worden waren; auf die Erfindung nahm die Londoner Firma ein — Patent.

Man solden Dingen ist die deutsche Tagespresse schuld, die sich wenig um geberbliche Erfindungen bekümmert, sie nur mager und unpopulär behandelt. Die geringfügigste Erfindung in England wird dagegen ausführlich beschrieben und laut gepriesen. Aus den Zeitungen geben unsere Berichte in Reisehandbüchern und andere Werke über England über und der deutsche Reisende sucht sie überem Kanal auf, bewundert sie, demütigt sich vor dem angeblich englischen mechanischen Geiste und hat am Ende nichts gesehen, als was er zu Hause in der nächsten Nähe gehabt hatte, wam auch in kleinerem Maßstab. Was aber ist das eigentlich Schenswerte, besonders für ein „Voll von Denkern“, der Gedanke selbst oder die kolossale Ausföhrung?

Das made vor über einem halben Jahrhundert geschrieben. Fast möchte man voraussetzen, daß wir nach dem Frieden wieder in unsere Fehler fallen, erst zu bewundern, was uns auf Umwegen „erfinden“ zukommt.

Vermischtes.

* **Elektrischer Strom aus vulkanischen Dämpfen.** Der außerordentlich wohlrenommierte in Italien bei zahlreichem Verbrauch genützte, die praktische Bedeutung der Kohle wenigstens teilweise zu ersetzen. Aus dieser Notwendigkeit entsand die jetzt in größerem Umfang immerwährende Verfeinerung von elektrischem Strom aus vulkanischen Dämpfen, über die die Umwandlung interessante Einzelheiten mitzuteilen weiß. Die Versuche, die in Italien an vielen Orten aus Erdspalten strömenden heißen Dämpfe gewinnbringend zu verwerten, reichen bereits längere Zeit zurück. Sie wurden unter Leitung und auf Veranlassung des Prinzen Ginori Conti bereits im Jahre 1903 in der Gegend um Larderello begonnen, wo auf einem mehrere Quadratkilometer weiten Gebiet mächtige Strahlen heißen Wasserdampfes mit reichem Vorsäuregehalt aufsteigen. In einem Kohleleitungsnetz mit Röhren von 20 bis 40 Zentimeter Durchmesser aufgeföhrt, ergeben diese Dampfingen einen Druck von 2 bis 3 Atmosphären, von 150 bis fast 190 Grad. Die praktische Verwertung wurde damit begonnen, daß man den so gewonnenen Dampf auf ein Schaufelrad leitete. Einige Zeit später diente der Dampf bereits zum Antrieb einer Kolbendampfmaschine, die mit einer Dynamomachine verbunden war. Da die angeführten Versuche sich als erfolgreich erwiesen, wurde dann im Jahre 1905 eine Kolbendampfmaschine von 40 PS aufgestellt, und zwar vor der Erdschicht Bonella, aus welcher stündlich 5000 Kilogramm Dampf von 5 Atmosphären und einer Temperatur von 160 Grad entströmen. 1912 wurde bei Vergrößerung der Anlage eine Dampfmaschine in Verbindung mit einer Wechselstrom-Dynamomachine von 300 PS zu Beleuchtungszwecken aufgestellt. Die Kohlenart gab nunmehr die Veranlassung, die elektrische Kraft dieses Wertes so stark wie möglich zu erhöhen. Dazu dienen drei Turbinen mit Wechselstrom-Dynamomachines von 300 Kilowatt. Da die vulkanischen Dämpfe ungünstig auf das Metall der Turbinen wirken, werden sie nur zum Heizen der Siederoberfläche benutzt; der Dampf, der die Turbine speist, wird mit dem Kondensationswasser derselben Turbine erzeugt, während die natürlichen Dämpfe nach Erfüllung ihrer Heizpflicht der Boraginindustrie nutzbar gemacht werden. So werden durch die Hilfe der vulkanischen Dämpfe von Venella die Städte Bolterra, Siena, Cecina, Livorno und Florenz mit elektrischem Strom versorgt.

* **Altenglische Rekrutierungsmethoden.** Als es galt, Lord Mitcheners freiwilligen Heer für diesen Krieg auf die Beine zu bringen, griff man zu den seltsamsten Werbemitteln, um die Reihen auszufüllen. Man schreibe dabei auch nicht vor Ränken zurück, die in deutscher Sprache wohl am besten als „Bauernfang“ gekennzeichnet werden können. In der guten alten Zeit aber mochte man sich die Sache viel leichter. Im Jahre 1596 kam es eines Tages Königin Elisabeth in den Sinn, zum Entsatz von Calais, das damals von den Spaniern belagert wurde, unverzüglich 1000 Mann über den Kanal zu senden. Es fehlte ihr freilich an diesem dringenden Herzenssatz, sie mußte sich jedoch zu helfen, indem sie dem Lord Mayor und den Aldermen der Londoner City zu wissen gab, sie müsse auf der Stelle 1000 Mann haben. Da war am Donnerstagmorgen. Ohne sich einen Augenblick zu bedenken, ließ der Lord Mayor alle Kirchentüren belegen und aus den Kirchenbesuchern, als diese den Gottesdienst verließen, 1000 weisensfähige Männer aussuchen, sofort militärisch einlecken und ausschiffen. Noch am Abend desselben Tages befand sich die verdächtige kaum zur Besinnung gekommene Schar auf dem Wege nach Dover. — König Wilhelm II. von England, genannt Rufus, befand sich einst in der Normandie im Kriege mit seinem Bruder Robert. Eine Verstärkung konnte er freilich gut gebrauchen, aber viel dringender hatte er zu einem beforderen Zweck Geld nötig. Da verfiel er auf einen genialen Gedanken, wie er es sich am schnellsten und sichersten verschaffen könnte. Er sandte den Befehl nach England, mit möglicher Eile 2000 Mann auszuheben; die benutzten Städte sollten dabei vor allem berücksichtigt werden. Die mit überraschender Schnelligkeit vollständig zusammengebrachten Leute fanden unmittelbar vor der Einsetzung, als der königliche Schatzmeister ihnen im Namen seines Gebieters erklärte, jeder, der sich mit 100 Schillingen freikaufe, könne auf der Stelle heimkehren. Nicht ein einziger aus der ganzen Truppe verzichtete auf diese „Bergungsgang“, wie Wilhelm Rufus richtig vorausgesehen hatte, so daß er mit den 20 000 Pfund, einer für jene Zeit sehr bedeutenden Summe, die Franzosen zum Rückzug zu befehlen vermochte.

* **Kohlen für Paris.** Ein bezeichnendes Beispiel dafür, wie wenig 1870 die Regierung in Paris den Notständen abzuhelfen wußte, ist der Vorfall, von dem das neueste Heft des „Buch für Alle“ (Union Deutsche Verlags-Gesellschaft, Stuttgart) erzählt: Deutsche Seereschiffe rüdten 1870 vor Paris. Die neue Regierung hand vor großen Fragen. Clement Duvernois sollte die Hauptstadt mit allem versorgen, was zum Aushalten nötig erschien. Als seine Ernennung zu diesem Amt bekannt wurde, brachte die Pariser Presse allerlei ausfällige Artikel. Man erinnerte an einen Minister, der nach Sedan zum Heer geschickt wurde; er verstand nichts von militärischen Dingen, wiederholte aber unermüdlich: „Man muß in großen Massen marschieren,

mehrere Dörfer, geben Sie in großen Massen vor.“ Auch Duvernois kaufte alles in „großen Massen“. Das heißt, er glaubte nach diesem Grundsatz durch eine Art Eingebung zu handeln. Er setzte sich mit einem der Großhändlerbesitzer in Verbindung, um die Bestimmung mit Steinkohlen zu versorgen. Würdevoll sagte der Handelsminister: „Wir brauchen Steinkohle. Ganze Massen Steinkohle; die Kohle ist das Brot der Industrie.“ „Von welcher Sorte wünschen Sie? Es gibt dreierlei Sorten.“ sagte der Großhändler und zählte ihre Eigenschaften auf. „Sehr gut“, erwiderte Duvernois, „also ein Drittel von jeder Sorte.“ „Und wieviel bedürfen Sie davon?“ Der Organisationsmann nannte eine Zahl, die den Industriellen lächeln machte; er warf ein: „Das dürfte der Verbrauch eines Tages in Paris sein.“ „Ah! Wirklich?“ rief der Minister überrascht. „Nun, dann besorgen Sie so viel, als man unterbringen kann.“ Man muß diese Worte wohl nicht in ihrem vollen Umfang zu erfassen vermocht haben, denn schon im November erfroren die Säuglinge in ihren Kisten.

Väherlich.

— Unter Habsburgs Banner von Oberst Alois Velyé und Oberleutnant Dr. Paul Stefan (Verlag von Wilhelm u. Co., Berlin). Dem Direktor des I. u. I. Kriegsarchivs und Kommandanten des Kriegspresenquartiers Generalmajor von Hoen ist dieses Buch zugewidmet, das der rühmlichst bekannte österreichische Militärschriftsteller Oberst Velyé und der Oberleutnant Dr. Paul Stefan geschrieben haben. Neues Material über die großen Geschicke an den Fronten, über die Zusammenhänge der einzelnen Kriegshandlungen stand ihnen zur Verfügung. Mit überzeugender Sachlichkeit stellen sie die Leistungen der tapferen österreichisch-ungarischen Wehrmacht auf sieben Kriegsschauplätzen dar, im Schnee und Eis der Hochalpen, am Njongo, im montenegrinischen Karst, im Schlamm der serbischen Marva, in der Bukovina, in Galizien, in Russisch-Polen, im Bewegungs- und im Beharrungskampf; und wie zu Lande, in der Luft und auf dem Meere.

— **Christaller, Helene.** Die unsere Hoffnung sind. Ein Buch von jungen Menschen, die den Krieg erlebten. Mit Buchschmuck von Heinrich Wiehert. Dresden. Zweite Auflage. Vornehm gebunden 4 M. M. Thienemanns Verlag, Stuttgart. — Das „hohe Lied der Liebe“ möchte man dieses Buch nennen, Liebe in des Wortes edelster Bedeutung. Als Kennerin des Mädchenherzens, spannend und mit feinem Verständnis für das Empfinden der Leserinnen hat Helene Christaller hier geschildert, wie unter der Pflege eines in wahrer, lebendiger Liebe sich zugehorenen Elternpaares gesund empfindende Kinder erblühen, wie innige Freundschaft das heranreifende Jungvolk verbindet, wie die um ein verlässenes Rindchen sich sorgende Liebe der jugendlichen Selbstliebe zur Höhe edelsten, reisten Frauens- und Menschentums hinaufährt.

— **Der Fall Deruga.** Roman von Ricarda Buch (Verlag von Wilhelm u. Co., Berlin). In den Münchener Schauergerichtsfall führt dieses neue Werk der Dichterin Ricarda Buch. Es handelt sich um den Prozeß gegen den Herzog Dr. Deruga, der angeklagt ist, seine vor Jahren von ihm geschiedene Frau durch ein schnell wirkendes Gift aus der Welt geschafft zu haben.

Rätsel.

Es ist ein hohes, herrliches Wort,
Es klingt wie ein himmlischer Jesakford!
Hat sieben Zeichen, die im Verein
Schließen der Völker Sehnsucht ein.

Leicht wird des Räfels Kern erkannt,
Werden die Zeichen anders verwandt.
43162 besetzt gar viele,
Zu bringen zu des Ganges Ziele.
Doch 142367 gibts nicht im Krieg,
Da heißt es nur: kämpfen bis zum Siegl
Wir hoffen, unser Siegl ist nicht 1427
Schon sind die Russen zurückgerieben;
Rumänen und Serben sind niedergedrängt,
Die schwarzen Berg' und das belgische Land
Nehmen wir rasch mit stürmender Hand.
Und jeder Tag weiß jetzt zu melden
Von Taten unsrer U-Boot-Velden.
Sie zahlen dem tüchtigen Albion
Nun endlich heim den verdienten Lohn.
Sie zwingen's bald 734562,
Das Weltmeer wird von dem Tyrannen freit
Die andern 143766 gar bald
Erlegen dann unsrer Waffen Gewalt.
Wir werden auf unsers Sieges Schwingen
Der 4258 das Ganze bringen.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Bilderräfels in voriger Nummer:
Friedenshoffnungen.